

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 35

Artikel: Lob der Zwetschge
Autor: Tschudi, Fridolin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-501730>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«die unzweifelhaft schönen Augen»



Der «Internationale Preis der Verleger» in der Höhe von 6 Millionen Lire ging an die italienische Schriftstellerin Dacia Maraini. Den Antrag stellte und den Entscheid bewerkstelligte Alberto Moravia, ein persönlicher Freund der sehr hübschen Maraini. Kompetente italienische Literaturkritiker erklären, die bisherigen Werke der Maraini seien «ausgesprochen mittelmäßig», ja «völlig talentlos», viele würdigere Anwärter seien «bewußt zurückgesetzt und ignoriert» worden, Alberto Moravia habe der jungen Dacia Maraini den Preis «nur wegen ihrer unzweifelhaft schönen Augen» zugesprochen.

Basler Nachrichten, Nr. 242

Ueberflüssig und gänzlich unnötig hinzuzufügen, daß so etwas oder ähnliches in der Schweiz nie vorkommt!

Auf meine Betrachtung hin «Wie sich die Zeiten geändert haben!» ist mir aus dem Leserkreis des Nebelspalters eine Kleine Anfrage zugegangen:

Ist die Vetterliwirtschaft nicht nur in der Privatwirtschaft, sondern auch in der öffentlichen Verwaltung am Ende ihrer Entwicklung angelangt?

Ein Gwundriger

Die Frage ist nicht leicht eindeutig zu beantworten. Der Stellenmarkt öffentlichrechtlicher Institutionen wickelt sich nämlich nicht so öffentlich ab wie viele meinen. Gemeinde-, Kantons- und Bundesstellen werden zwar im Amtsblatt, in neuerer Zeit auch in Zeitungsinseraten ausgeschrieben. Leute, die es wissen können, erklären jedoch, sehr oft erfolge diese Auskündigung nur dekorations- und vor allem vorschriftshalber. Im engeren Kreise der Wahlbehörde und ihrer Vettern sei die ausgeschriebene Stelle bereits vergeben und besetzt. Die Konkurrenz geht in camera caritatis, im Kreise der Lieben vor sich. Und in diesem Kreise der Bevorzugten übernimmt anstelle einer Einzelperson, des «Schirmhalters», ein schwerer faßbares Kollektiv, «die Partei», die Rolle des Vетters.

Im großen und ganzen können wir jedoch mit Genugtuung wahrnehmen, daß auch im öffentlichen Leben die Vetterliwirtschaft so ziemlich abgewirtschaftet oder doch ihren Einfluß eingebüßt hat. Dabei wollen wir nicht damit aufschneiden, es habe unsere Moral oder unsere Hochachtung vor der Maxime «Freie Bahn dem Tüchtigen!» diese Besserung herbeigeführt. Vielmehr ist es, wie in der Privatwirtschaft, der Mangel an fachtüchtigen Arbeitskräften und das Ueberangebot an neu zu besetzenden Stellen, die den Verzicht auf Protektion ermöglichen. Die persönliche Qualifikation und nicht die vetterliche Hand schwingt auch bei der Besetzung staatlicher Anstellungen und Beamtungen obenauf. Das italienische Sprichwort «Wer den Papst zum Vetter hat, ist bald Kardinal», kann in unserem Staatswesen nicht einmal mit Zuverlässigkeit dahin umgewandelt werden: Wer einen Bundesrat zum Vetter hat, ist bald Bundesweibel.

*

Im Lustgärtlein der Musen aber treibt die Vetterliwirtschaft nach wie vor ihre Blüten. Auch hierzulande. Bei der Verleihung von Prämien und Preisen für Werke der Literatur, Musik, Malerei und anderer Künste. Auch bei Stipendien und Werkaufträgen.

Begreiflich, daß sich der «Vetter aus Dingsda» auf diesem Parkett immer noch heimisch fühlt. Im Bereiche der Kunst ist die Nachfrage nach Aufträgen größer als die vorhandenen Mittel. Die Begehrlichkeiten nach Preisen und Finanzhilfen sind zahlreicher als die Möglichkeiten, sie zu erlangen. Und wo sie sich bieten, sind fähige, objektive, ausgewiesene, unvor-

eingenommene Jury-Mitglieder und mehr fach- als personen-kundige Kommissionen rar. Allzuvielen Juroren, Schiedsrichter und Preisverteiler sind nahezu in eigener Sache, zumindest für ihre befreundeten Kollegen, für nächste Berufs- und Verbandsverwandte engagiert. Was wunders, wenn nach Preisen lüsterne Künstler und Quasikünstler hemmungslos alle Hebel und Vettern in Bewegung setzen, um mit der öffentlichen Ehrung eine möglichst hohe Geldsumme einzuheimsen. In vielen Fällen erreichen sie das Ziel nur dank ihrer Beziehungen. Ob dabei auch «die unzweifelhaft schönen Augen» eine Rolle spielen?

Der keine Beziehungen pflegende, seinem Werk lebende Künstler wird indes übergangen und übersehen. Er geht leer aus. Er drängt sich weder vor noch auf. Kein Kunstpapst oder Mäzen plädiert für ihn. Auch fehlt ihm die merkantile und propagandistische Ader; der Naivling glaubt noch an das Sprichwort, Eigenlob stincke. So fällt es dem Vetterliwirtschaftskünstler leicht, den Tüchtigen und Talentierteren aber Beziehungslosen zu überrunden, an die Wand zu drücken, darben zu lassen.

Auf diesem Gebiet, im Lustgärtlein der Musen und Preisverteilungen, hätten die wahren Freunde und Verehrer der Kunst und Kultur noch eine Mission zu erfüllen. Fördert die Würdigen und bindet die Lüsternden zurück! Im übrigen tröstet vielleicht manchen Enttäuschten und Uebergangenen ein Ausspruch von Othmar Schoeck. Er tat ihn ein Jahr vor seinem Tod, als ich mit ihm das Thema der Preisgekrönten besprach. «Franz Schubert hat für seine Lieder nie einen Preis bekommen, nicht einmal den üblichen Ladenpreis; aber tröstlicherweise fällt die Musik- und Kunstgeschichte ihr Urteil nie gemäß erteilter oder vorenthaltener Prämierung und Anerkennung durch die Zeitgenossen.»

Lob der Zwetschge

Du pralle Frucht, verwandt der Aprikose,
dir, der kein Sänger je die Leier lieh,
wie jener blassen Blume Herbstzeitlose,
galt meine Liebe immer schon – und wie!

Noch eh du völlig reif warst, hat der Knabe,
nicht minder grün, dich heimlich oft gepflückt;
doch hast du dann, was ich bedauert habe,
mich nicht bloß psychisch ab und zu bedrückt.

Jetzt, da ich selber reifer bin an Jahren
und gegen böse Lüste längst gefeit,
kann solcher Schmerz mir kaum mehr widerfahren,
weil ich dich nicht mehr pflücke vor der Zeit.

Du satte Frucht, verwandt den süßen Pflaumen,
du machst den Magen mir nicht mehr konfus
und stillst den Durst und kitzelst mir den Gaumen,
sei's frisch vom Baum, sei's als gekochtes Mus.

Drum zögere ich nicht, dich zu besingen,
du Obst gewordnes blaues Osterei,
dem Erntesegen und vor allen Dingen
die Gunst des Publikums beschieden sei!

Fridolin Tschudi